

Schwester Marie.

Erzählung von Alfred von Sedewitz.

Mitten durch Dwaßmala hindurch führte die Landstraße; die Kirche lag hart daneben, und die Bauernhöfe drängten sich alle auf einen dichten Haufen, denn es hatte hier noch keine Erbtheilung stattgefunden und die alten Bauern und ihre Söhne waren friedlich und gefällig, scheuten sich sehr vor „unnötigen Ausgaben“ und fanden, daß sie es nicht besser haben konnten, als sie es hatten.

Aber die Erbtheilung stand seit zwanzig Jahren als ein drohendes Gespenst im Hintergrund. Es brauchte ja nur ein Bursche von auswärts mit dummen, neumodischen Ideen in einen der Höfe hinein zu heirathen und nach dem Tode der Alten die Schwäger und Schwägerinnen „auszulösen“, so hatte man die Bescherung mit theurer Landvermessung, Umzugslast und was noch sonst alles dazu gehörte.

Deshalb haute niemand in Dwaßmala, sondern man begnügte sich, die Gebäude neu streichen zu lassen und die Dächer ausfluden zu lassen, bis einmal der unheimliche Tag anbrechen würde, wo der Landvermesser erscheinen und mehr als die Hälfte der Bauern verurtheilt werden würde, sich weiter draußen im Ackerland neu anzubauen. Deshalb waren die Häuser in Dwaßmala klein und alt, und deshalb liefen alle Kinder und Ferkel des Dorfes in zwei großen Haufen auf der Dorfstraße und zwischen den Häusern umher und freuten sich ihres Lebens, Krämer Waagbergs Karl und Maria mitten dazwischen.

Wiederum sah man im Dorf etwas geringschätzig auf Waagbergs hinab, die keinen eigenen Besitz hatten, sondern ihr Häuschen für vierzig Kronen pro Anno von den Erben der früheren Besitzer gemiethet hatten, und so lange der Laden und das Lager in zwei alten Kleidertruhen, einer Kommode und ein paar Zigarettenfächer bestand. Aber als Waagberg einen richtigen Laden aufmachte mit einem Ladentisch mit Schubfächern und Regalen an den Wänden und das Haus für vierhundert Thaler tontant kaufte, begannen die Bauern Achtung vor der Familie zu bekommen, während sich gleichzeitig der dunkle Verdacht in ihnen regte, daß sie ihren Kundsieder und ihren Schnupftabak zu theuer bezahlt haben könnten.

Und Waagbergs Karl und Maria schlugen auf dem Tummelplatz der Dorfstraße einen höheren Ton an, stützten sich auf ihre Väter's Laden und traktierten ihre Freunde damit und begannen allmählich eine Macht unter der Jugend in Dwaßmala zu werden, mit der man zu rechnen hatte, um so mehr, als die beiden Geschwister immer treu zusammen hielten.

Aber als Karl Waagberg konfirmirt worden war, bekamen der Geschäftsführer u. der Geist des Hochmuths Ueberhand bei ihm, so daß sein Ehrgeiz nicht länger seine Befriedigung darin fand, im Laden zu helfen und die stärksten Jungen im Dorfe in den Strohkraut zu stoßen. Nach einer Zeit der inneren Kämpfe in der Familie Waagbergs, aufrichtig gemeinter Ohrscheigen von seinen Väter's, Witten und Flehen der Mutter und Maria stand Karl hinter dem Ladentisch einer Kolonialwaarenhandlung in der 2 Meilen entfernten Stadt Smaköping, machte Tüten und Wäbe und fehte seinen Prinzipal und die tausenden Dienstmädchen in Erfahrung. Nach einem schmerzreichen Lehrkursus konnte er ohne größeres Unbehagen Smaköpingzigaretten rauchen und wandte, wenn ihm auf der Straße einer seiner ehemaligen Freunde aus Dwaßmala begegnete, den Kopf zur Seite.

Als er dann Ostern beinahe wie ein seiner Herr geblendet nach Hause kam und in der Osternacht von den Tumschen aus dem Dorf ganz jämmerlich verprügelt wurde, sahen seine Eltern und Maria ein, daß er zu etwas Höherem geboren sei.

Als Karl das Elternhaus verließ, war es, als sei Maria durch den Verlust plötzlich im Alter von vierzehn Jahren zu einer reifen Frau herangewachsen. Sie spielte und scherzte nicht mehr mit der Dorfjugend und setzte sich auf der Straße nur noch, wenn sie einen Gang zu machen hatte. Solange der Laden geöffnet war, kaufte, und des Sonntags übte sie sich im Schreiben und Rechnen. Jüngere und einfachere Handlungsreisende fanden an sie, sie Fräulein zu nennen, und wandten sich mit der Bestellung von Waaren an sie.

Was Karl betraf, so nahm sein Gehalt, seine Garderobe und sein Selbstgefühl mit jedem Jahr zu, so daß, als sein siebenter Prinzipal in Smaköping Konturs machte, er mit dreißigjährigen Jahren das Lager übernahm, mit gütlicher Hilfe zweier Engrosfirmen, die ihn dafür verpflichteten, sein Lager bei ihnen zu ergänzen.

Um diese Zeit starb der alte Waagberg, und er hatte mittlerweile solches Ansehen erlangt, daß er einen eleganten Nachruf in der Zeitung erhielt und daß der Gemeindevorsteher bei seiner Beerdigung eine prächtige Rede hielt.

„Ja, nun sollte ich ja wohl eigentlich den ganzen Kram hier in Dwaßmala übernehmen, aber du bekommst wohl leicht einen netten Mann,“ sagte Karl am Abend der Beerdigung zu Maria.

„Ich meine, der Laden bringt genug ein, daß die Hälfte auch hinterlassen würde, wenn ich mir einen Mann laufen wollte,“ erwiderte Maria.

So bekam Karl denn sein Erbe auszubehalten, machte sich aus der Leidenschaft der beiden Engrosfirmen frei, heirathete eine wohlhabende und nette Frau und siedelte in eine richtige Stadt über, von wo aus er an seine Schwester Maria schrieb, daß sie ihre Waaren ebensogut von ihm wie von jemand anders beziehen könne; er setze jetzt nämlich Großkaufmann in seinen Rufestunden, deren er nicht so wenig hätte, denn das Detailgeschäft besorge das Personal.

Maria ging bereitwillig auf den Vorschlag ein. Aber nach zehn Monaten schrieb der Chef der Firma Waagberg in Dwaßmala an die Firma A. Waagberg in Bradebo: „Da uns weder Ihre Preise noch Ihre Waaren länger konveniren, erlauben wir uns, Ihnen den Betrag Ihrer Faktura vom 17. d. Mts. in der Höhe von 2309.60 Mark zu übersenden und die geschätzte Geschäftsverbinduna damit abubrechen indem wir hochachtungsvoll zeichnen usw.“

Diesem kopierten Geschäftsbrief war eine private Ermahnung an Bruder Karl beigelegt, sich klarzumachen, daß Detailisten, die bereit seien zu zahlen, sich auf die Dauer schwerlich mit seiner Geschäftsmethode einverstanden erklären würden.

Auf dieses Schreiben, dessen Inhalt völlig unbeachtet gelassen wurde, folgte ein herzlicher Brief des Großhändlers Waagberg, worin er seine Schwester dringend einlud, nach Bradebo zu kommen und bei seinem dritten Sohn Gevatter zu stehen. Maria hatte den Brief anfangs lachend beiseite geworfen, aber als der Tag der Taufe kam, stand sie doch in einem neuen, schwebenden, schwarzen Seidenkleide neben dem andern Taufpöthen, einem eleganten, jungen Fabrikanten, der zu Bruder Karls näherem Verlehrstreife gehörte, und bezugte die Aufnahme des jüngsten Waagbergschen Sprößlings in die christliche Gemeinschaft. Hinterher sah sie neben dem erwähnten Fabrikanten an der Festtafel und sah ihn und die übrigen Herren und Damen aus dem vorurtheilsfreien Umgangstreife der Geschwister unter der Wirkung des Alkohol allmählich von dem Biedestal herabgleiten, auf das sie sie anfangs in ihrer ländlichen Einfachheit gestellt hatte.

Später machte ihr der junge Fabrikant in einer Ecke des Salons einen Antrag, und noch später, als sich die Gäste bereits verabschiedet hatten, fragte Bruder Karl sie so ganz nebenher, ob sie ihm wohl für kurze Zeit eine Bagatelle von 6000 Kronen leihen könne, und später bot er sie in sehr aufgeregtem Ton, ob sie ihm nicht um der Eltern willen auf unbestimmte Zeit wenigstens 4000 Kronen geben könne. Schwester Maria sagte ihrem Freier das schärfste und entschuldigste „Nein“ von der Welt, und ein ebenso bestimmtes, wenn auch aus schwerem Herzen kommendes „Nein“ erhielt Bruder Karl auf seine Frage. Am anderen Mittag reiste sie nach Dwaßmala zurück, nachdem sie zuvor für ihr Patent 300 Kronen in einer Bank deponirt hatte.

Zu Hause verlor sie mit atohem Interesse die endlich begonnene Aufhebung der Höfe, kaufte rechtzeitig für billiges Geld das Nachbargrundstück und ließ dort nach und nach verständig und sparsam, aber doch mit in Dwaßmala bisher ungeahnter Pracht ein neues Geschäfts- und Wohnhaus, sowie Lagergeschuppen und andere Nebengebäude aufbauen.

Wie sie damit fertig war, stand Bruder Karl vor dem Konturs und schrieb an die Schwester, ob sie um der unergieblichen Eltern willen Bürgschaft für ihn leisten wolle, um einen Akkord zustande zu bringen. Das wollte Maria nicht, nachdem sie sich von der Sachlage der Dinge überzeugt hatte. Nun, Karl bekam für ein Sündbündel einen anderen Bürgen, aber das Band zwischen ihnen war damit zerrißen.

Die Firma M. Waagberg in Dwaßmala vergrößerte sich mehr und mehr, aber alle Versuche, die Schwester Maria machte, um sich der Familie des Bruders freundlich zu nähern, wurden voller Bitterkeit zurückgewiesen. Dann erfolgte Karl Waagbergs zweiter Konturs. Jetzt handelte es sich nicht mehr um Akkord, sondern um Gefängnisstrafe wegen Urkundenfälschung.

Am Abend desselben Tages, an dem Maria diese Nachricht erhalten hatte, war sie in Bradebo, und am anderen Morgen sah sie in dem Bureau eines gewissenhaften, geschickten Rechtsanwaltes, der ihr erklärte, daß die beiden Papiere, die eigentlich allein gefährlich waren, wohl kaum unter zehntausend Mark zurückzulassen sein würden.

Bradebo ist jetzt keine große Geschäftsmetropole, wo die Leute mit großen Fiffern um sich werfen. Um die Mittagszeit war die gefährliche Sache geordnet, und erst da lehrte Schwester Maria mit den Beweisen in der Hand zu Karl zurück.

henkaube wühlte. Es sind dafür alles Karl Waagbergs Kinder, und die Erbin, die einst besagten Karl beglückte, geht geschäftig zwischen dem Wohnhaus und der Küche und dem großen, modernen Hühnerhof hin und her.

Im Zimmer hinter dem Laden sitzt Karl Waagberg und spielt Kontortafel, aber wenn ein Handlungsreisender, den er aus seiner Glanzzeit kennt, auf den Hof gefahren kommt, schleicht er sich gern davon und räumt dem Buchhalter das Feld.

Aber drüben in der Bahnhofswirtschaft, in einem Kreise, den er erst jetzt in seinem Zustand der Erniedrigung kennen gelernt hat, entwirft er gigantische Geschäftspläne und beweist den Leuten, was alles aus ihm hätte werden können, wenn Schwester Maria nur rechtzeitig hätte eintreten wollen.

„Ich bin nur froh, daß ihr Schwesterherz endlich doch erwacht ist,“ seufzt er. Und Schwester Maria? Ja, die ist recht gar geworden; ihre eigenen Zukunftshoffnungen hat sie lange begraben, und sie beginnt mehr und mehr ihre Freude darin zu finden, für die, die ihr nahe stehen, Vorkehrung zu spielen, namentlich für die lieben Kinderchen.

Aber zuweilen steigt etwas in ihrer Erinnerung auf, was ihre jetzige Lebensaufgabe leicht hätte unmöglich machen können, und dann bekommen ihre klugen Augen bald einen harten, bald einen träumerischen Ausdruck.

Wie lieb hatte sie ihn gehabt, den allseitig lühnen Handlungsreisenden aus der großen Handelsstadt an der Westküste! Wie übermüthig waren seine Vieder, und wie nahe war es daran gewesen, daß ihr Leben eine völlig andere Richtung genommen hätte. Und dann ist sie froh, daß sie damals den Jungen aufhielt, den der fidele Handlungsreisende mit einem Telegramm zur Station geschickt hatte, ihm das Papier aus der Hand nahm und in ihrer unbezähmbaren Neugierde mit glühenden Wangen und bitteren Tränen das Telegramm las:

„Hab' sie vollkommen fest. Gräßlich baurisch, aber nicht dumm. Der Welt hält nicht. Etwas Geduld und es wird alles gut.“

Das Telegramm war an den Chef der Firma adressirt. Dreißig Jahre lang hat Schwester Maria sich gefragt, wie's geworden wäre, wenn sie das Telegramm nicht gelesen hätte.

Neue Runenschriften gefunden und übersetzt.

Dieser Tage wurde bei Ausschachtungsarbeiten in der an der jütischen Ostküste gelegenen Stadt Randers ein Runenstein mit fünfzigjähriger Runenschrift ausgegraben. Bisher sind vier ähnliche Runensteine aus der Nordmark bekannt, die paarweise zusammengehören, und von denen sich drei im Kieeler Museum dänischer Alterthümer befinden. Zwei von ihnen beziehen sich auf den König Sigtrygg, die beiden anderen auf Kämpfe um Saitthabu und die Belagerung dieses Ortes. Die Inschriften der beiden ersten lauten in der Uebersetzung: 1. „Askriede machte dieses Denmal über Sigtrygg, ihren Sohn, auf dem Weibegrab Anuba's.“ 2. „Bi-Askried (d. h. Askriede des Weibegrabs). Tochter Obintars, machte dieses Grabdenmal für König Sigtrygg, ihren und Anuba's Sohn.“ Sigtrygg war als Wikingen gen Westen gefahren und fand im Kampfe mit dem westfränkischen König Ludwig 943 seinen Tod. Die beiden anderen Runensteine tragen folgende Inschriften eingegraben: 1. „Thursf errichtete diesen Stein, der Mann Svens, über Erit, seinen Gefossen, der starb, da Helben fahen um Saitthabu, aber er war Steuermann, ein Held sehr gut.“ 2. „König Sven setzte den Stein dem Startha, seinem Tischgenossen, der war auf der Fahrt nach Westen, fand aber sehr der Tod vor Saitthabu.“ Letzterer Stein schmückt seit 1857 wieder den Hügel, in dem man einst den Helben bettete. Hoffentlich wird auch bald die Entzifferung des Runensteins von Randers gelingen.

Nach ein Opiumschmuggel-Kniff.

Die Schmuggler sind von jeher ebenso erfindereich, wie unermüdlich gewesen, und unsere Opium-Schmuggler gewiß nicht zulezt. Manche der betretenden Kniffe aber sind überraschend einfach. So berichtet man neuerdings aus Honolulu.

Fast alle Trans Pacific-Liniendampfer und andere Fahrzeuge werden — aber allemal beim Ausfahren — möglichst unauffällig Matratzen über Bord. Es ist ja etwas sehr Gewöhnliches, daß alte Matratzen von Schiffen aus weggeworfen werden; und auch in den vorliegenden Fällen hätte dies nie die Beachtung irgend Jemandes erregt, wenn nicht zwei besondere Umstände wären, die Derjenigen, welcher den Vorgang weiter verfolgt, gewöhnlich wahrnimmt, falls die Geschichte sich nicht bei Nacht und Nebel abspielt.

Zunächst treiben diese Matratzen anhaltend ganz oben auf den Meeresfluthen, was nur möglich ist, wenn sie durch Holz eigens zum Flottbleiben ausgerüstet worden sind. Sodann taucht prompt genug irgend eine rasch dahinsausende Gasolin-Pinasse auf, nähert sich dem weggeworfenen Gegenstand, zieht ihn an Bord und bewegt sich dann einer wenig frequentirten

Stelle einer der Gilande zu. Einige Passagiere haben dieses Schauspiel jüngst wieder bei der Ausfahrt des Dampfers „Chino Maru“ beobachtet. Diese Matratzen sind nicht mit dem gewöhnlichen weichen, schlummerbringenden Material ausgefüllt; aber sie enthalten einen erst recht schlaf- und traumspendenden Stoff, der indeß in harte Zinn-Kannen sehr sorgfältig gepackt ist. Es sind gewöhnlich japanische Matrosen, welche diesen wohlverpackten Extrakt des Rohnes über Bord werfen, und sie theilen natürlich den Profit.

Ein Brief an den lieben Gott.

Wie aus dem kleinen schweizerischen Dörfchen Aubonne (am Genfer-See) geschrieben wird, fand der dortige Posthalter vor einigen Tagen in dem Briefkasten seiner Amisstelle einen Brief, dessen mit ungeübter Hand mehr gemalte als geschriebene Adresse an den lieben Gott gerichtet war. Zur Beförderung eines derartigen Schreibens reichten alle seine Instruktionen nicht aus, und da er sich nach reiflicher Ueberlegung darüber klar wurde, daß der Adressat unauffindbar sei, so öffnete er den Umschlag und fand darin einen Bogen, auf dem ein harmloses Kind den lieben Gott seinen Kummer über das ständige schlechte Wetter geklagt hatte. Der Brief lautete wörtlich wie folgt: „Aubonne. Lieber Gott! Wir sind ganz verzweifelt. Warum läßt Du nicht die Sonne scheinen? Die Großmutter soll auf der Bank vor unserm Häuschen sitzen, und wir müssen Heu und Getreide einbringen, damit wir im Winter nicht vor Hunger sterben. Denke doch daran, daß wir auch keine Frische haben werden, weil Du immer Regen geschickt hast. Ich bin ein kleines Mädchen, das Dich sehr gerne hat. Wir haben Dich ja alle so lieb, und wollen auch nicht ungehorfam sein, aber erhöhe doch unsere Bitte und laß recht bald wieder die Sonne scheinen.“

Der Kronschak von Lissabon.

Der portugiesische Minister der öffentlichen Arbeiten untersuchte kürzlich das unterirdische Gewölbe im Palast Regisbades zu Lissabon, in dem die Kronjuwelen und der Privatfundus der entthronten königlichen Familie aufbewahrt werden. Man fand ein Tafelferdie von außerordentlicher Schönheit, aus reinem Silber, im Gewichte von tausend Kilogramm, ferner Krone und Scepter aus massivem Golde mit werthvollen Steinen besetzt; daneben lagen Barren ungemingten Goldes im Gewichte von zwanzig Kilogramm. Unter den Juwelen ragt durch besondere Werth und durch besondere Schönheit ein Diadem der Ex-Königin Amalie hervor, und ein Koller, das ihr Vater, der Graf von Paris, seiner Zeit schenkte. Dieses Koller wurde auf eine Million Francs geschätzt. Der gefamte Inhalt der Schatzkammer wurde mit dreizehn Millionen Francs bewertet. Der Finanzminister hat erklärt, daß jene Kostbarkeiten, die sich als Privatbesitz der königlichen Familie erweisen, dieser zurückgegeben werden sollen. Alles übrige wird als Staatsgut betrachtet und im Nationalmuseum aufgestellt werden.

Flugtrede eines Kinder-Luftballons.

Wie weit ein Kinder-Luftballon fliegen kann, das zeigt folgender Vorfall. In fidele Sonntagsstimmung kauften zwei junge Leute in Mariendorf einen kleinen Kinderballon. Dann schrieben sie eine launige Postkarte, worauf sie unter Angabe ihrer Adresse den etwaigen Finder des Ballons baten, diese Postkarte mit Angabe des Fundortes und Zeitpunktes in den nächsten Postkasten zu werfen. Diese Postkarte banden sie an der Schnur des Ballons fest und ließen ihn mit einem Hurrahschrei fliegen. Schon am Dienstag traf die Karte wieder in Mariendorf ein. Der kleine Ballon war Montag Morgen gegen 5 Uhr auf der Feldmark der Ortschaften Jahrestadt und Steinle in der Altmark gefunden worden. Er hatte einen Luftweg von 110—120 Kilometer zurückgelegt, ungefähr 70 englische Meilen.

Eine Bekanntmachung vor 100 Jahren.

Eine Bekanntmachung, die heute etwas sonderbar berührt, wurde — wie man der „Täg. Rund.“ schreibt — vor 100 Jahren, am 8. Februar 1811, in der „Zerbster Extrapost“ veröffentlicht: „Das Tabakrauchen auf öffentlichen Straßen in hiesiger Stadt sowohl als deren Vorstädten und das herumlaufen der Hunde, früherer Verbote ungeachtet, hat wieder sehr überhand genommen. Als wir alle Einwohner ernstlich ermahnen, sich wieder das Tabakrauchen auf der Straße fernerhin zu Schulden kommen, noch auch die Hunde weiter ohne Aufsicht herumlaufen zu lassen, widrigenfalls ihnen die Tabakspfeifen weggenommen, die Hunde von den Gensdarmen dem Befinden nach todgeschossen und die Uebertreter mit einer unabhiltlichen Geld- oder Gefängnisstrafe noch überdem werden angesehen werden.“

Der lästige Besuch.

Mann: „Endlich will Deine Mama wieder abreisen; vorausgesetzt, daß morgen schönes Wetter ist!“ Sie (bitter): „O, dafür wirst Du schon sorgen!“

Humoristisches

Pariser Bewegung.

„Ah, bonjour Monsieur Werner! Wie kommen Sie denn hierher?“ „Bin ein bißchen zum Amusement nach Paris gefahren.“ „Na, was sagen Sie? Eine großartige Stadt, nicht wahr?“ „Finde ich gar nicht. Man kann ja hier für sein Geld nichts haben. Ich laufe schon seit drei Tagen von einem Restaurant ins andere, — denken Sie, daß ich 'n Liptauer kriegen kann?“

Doch noch.

„Wenn man alles so betrachtet, Rad, Schaufel, Eisenbahn, Lift, Aeroplan, Trambahnen — da wundert's einen, daß der Mensch überhaupt noch Fische braucht.“ „Warum? Es könnte ja vorkommen, daß man im Theater mal 'n Stehplatz kriegt.“

Beim Wort genommen.

Ontel Theodor trifft seinen Neffen angeheitert auf der Straße. „Aber Emil“, ruft er ihn an, „Mensch, wann wirst denn du endlich einmal Einkehr halten?“ Neffe: „O — Ontel — do — dort drüben wäre ein solches Einkehrgasthaus!“

Kinder und Varen.

Mama: „Morgen ist Großpapas Geburtstag, wünsche ihm, daß der liebe Gott ihn recht alt werden läßt!“ Klein-Jose: Mama, soll ich ihm nicht lieber wünschen, daß ihn der liebe Gott wieder jung werden läßt?“

Musikalisches Gepräch.

Die kleine Emmi hat eine Klavierlehrerin, bei der sich die Mama des öfteren nach den Fortschritten des Töchterchens erkundigt.

Nach der Stunde fragt Mama einmal: „Nun, Fräulein, wann wird sie denn Grillparzer spielen?“ Die Lehrerin weiß nicht recht, was sie antworten soll, ohne die gnädige Frau vor Emmi zu blamiren; aber Mama, die rücksichtsvolle Verlegenheit der Lehrerin bemerkend, sagt liebenswürdig: „Ach so, ich weiß schon, Grillparzer ist mehr für Bioline.“

Neues von Serenissimus.

Serenissimus fährt auf der Kleinbahn und läßt sich in ein Gespräch mit dem Schaffner ein, der ihm sein Leid klagt. In seiner grenzenlos geistvollen Güte klüffert er hilfsbereit seinem Begleiter zu:

„Ach, Kindermann, kaufen Sie dem Mann doch noch ein paar Fahrkarten ab!“

Verdächtige Abwehr.

Sie: „Mein einziger Laurentius!“ Er (neidend): „Bin ich wirklich der einzige?“ Sie: „Wie Du nur fragen kannst; der Name ist ja so selten —“

Unter Schriftstellern.

„Was schreiben Sie denn jetzt?“ „An meinen Erinnerungen.“ „Wahrscheinlich fällt Ihnen dabei ein, daß ich Ihnen 'mal 30 Mark gepumpt habe.“

Gegen sein Programm.

Chemnitzer (auf hoher See, als das Schiff unterzugehen droht): „Herrgott, ich wollte mich doch eigentlich verbrennen lassen!“

Antipathie.

„Das ist mal eine ferngefunde Person, unsere Freundin; ich erinnere mich nicht, daß sie jemals die Hilfe eines Arztes in Anspruch genommen hätte!“ „Unter uns gesagt, sie soll in ihrer Jugend von einem Arzte sitzen gelassen worden sein!“

Der Moralist.

Gatte (einen schlüpfriegen Roman aufhebend, den ihm seine Frau an den Kopf geworfen hat, als er aus dem Wirthshaus kam): „Schäm' Dich, Amalie, so was zu lesen!“

Im Sinfonie Concert.

A. (entruftet auf zwei Jünglinge zeigend, die eingeschlafen sind): „Was sagen Sie dazu?“ B. (neidisch): „Glückliche Jugend... Könnte ich doch auch noch so schlafen!“

Die Spieler.

Braut (zum Bräutigam): „Ach, Liebster, wirst du mich denn jetzt noch heirathen wollen? Papa hat gestern Abend sein ganzes Vermögen am Spielisch verloren.“ „Das hat nichts zu sagen, Schatz; zufällig war ich es, der es ihm abgenommen hat.“

Verdächtig.

„Warum habt Ihr denn Euren Vorstehenden abgesetzt?“ „Der hat als Tagungsort für den Antialkoholiker-Congreß München in Vorschlag gebracht.“

Au der ersten Freude.

Er: „Was fehlt denn Deinem Papa?“ Sie: „Ach, nur eine kleine Raagenverstimmung. Nachdem Du gestern meine Hand angehalten hattest, ist er gleich in's Wirthshaus gegangen und hat drei Portionen Gänsebraten gegessen!“



„Warum können Sie das Stehlen nicht lassen?“ „Nun, Zeit ist Geld; wenn man sich nach dem Sprichwort zu allem Zeit nehmen muß, kann ich mit doch auch zu allem Geld nehmen!“



„Der Arzt meint, 's wäre gut für mich, wenn ich mir mal etwas Blut abzapfen ließe.“ „Schön; wolle Sie nur ratiere oder Schröple?“



Herr Major (zu seiner Tänzerin): „Ich habe mich schon oft geärgert, daß ich Major heißen — möchten Sie Major heißen, Fräulein?“ Fräulein (glücklich): „Sprechen Sie mit Mama!“



„Warum sehen Sie mich denn fortwährend so an? Komme ich Ihnen etwa bezauamt vor?“ „Sie nicht, aber Ihr Schirm!“



„Der Ehemann ist ja schon wieder betrunken!“ „Der arme Kerl will seinen Kummer über seine zurückgegangene Verlobung im Wein ertränken.“ „Na, da muß dieser Kummer ja ein ausgezeichneter Schnitzmesser sein, denn ich habe den Ehemann seit einem Jahr nicht mehr nüchtern gesehen!“



„Erlaube, daß ich dir meinen Vetter Ludwig vorstelle...“ (bei Seite), Ludwig XIV. „Er wird nämlich immer nur eingeladen, wenn dreizehn zu Fische sind.“